

Abschiede



von

Hans Dotterich

2024

Eine Straße in einer Stadt wird umbenannt. Der wahre Grund dafür ist verstrickt mit den dunklen Blitzgewittern der deutschen Geschichte. Die Sache ist nicht vorbei, wird niemals vorbei sein. Der Irrtum hält auch uns arglose, junge Menschen im Bann. Er bahnt sich seinen Weg, auf unsere Kosten.

Abschiede

von Hans Dotterich

Als ich die Zeitung aufschlug, fiel mein Blick zufällig auf eine kurze Notiz im Lokalteil, eine Sitzung des Stadtrates betreffend. Der Name einer Straße in der Stadt solle geändert werden. Schön, doch seltsam war der seltene Konsens der Fraktionen, die geradezu marxistisch-leninistisch anmutende Mehrheit. Gibt's das noch? Seltsam! Oder ist eine neue Pandemie im Anmarsch, ein gefährlicher Virus, der sich unbemerkt ausbreitet, inkubiert, dann zuschlägt und selbst die Stärksten fällt? Tatsache ist: in der Stadt verschwinden Namen, Straßennamen. Abgeschraubt und begraben. Man weiß nicht, welchen Straßenpaten es noch treffen könnte. Die man einst damit sichtbar geehrt hat, finden jetzt keinen Verteidiger mehr, keinen Fürsprecher. Keinen, der die ehrenvollen Gründe für die Patenschaft in der Diskussion vertritt. Der Mantel des Vergessens schwebt darüber. Jeder Mantel kann sich irgendwann zu klein anfühlen. Oder zu groß, so dass man den Inhalt mancher Taschen nicht mehr kennt.

Das hat mich nachdenklich gemacht, denn es zeigt, wie leicht Wünsche und Überzeugungen ins Wanken kommen. Wir können uns nicht wehren und rechtfertigen, nicht einmal gegen uns selbst. Leben wir nicht im Zeitalter allgegenwärtiger Information? Bedeutet Information denn nicht Sicherheit? Ich begreife, dass das nicht wahr ist. Serienweise gefallene Straßenschilder beweisen es.

Information bedeutet auch Unsicherheit. Mit den Wahrheiten, die fallen, fallen auch alle, die davon abgeleitet sind. Mir kommt ein

Interview in den Sinn, das vor Jahren im Fernsehen lief, das mir im Gedächtnis blieb, denn es war eine offene Warnung und Leugnung des Fortschritts, als Jeschajahu Leibowitz, jüdischer Philosoph, in einem Interview sagte, dass das älter werden keineswegs ein Weg zu Wahrheit und Weisheit sei. Es sei der bittere Weg der Verluste, und das aus Prinzip. Der Verlust von Gewissheiten, von geliebten Menschen, von Optionen, von Vertrauen, von sich selbst, das Stück für Stück untergeht, bis zur Sprachlosigkeit. Gott wolle, dass der Mensch sich in seinen Verlusten zu bewähren lerne, in seinen ganz persönlichen, kleinen wie großen Irrtümern, dass sein Sinn von der Welt abläßt, damit er auf ihn, Gott, schaut.

Auf Straßenschildern ist die schleichende Entfremdung wiederzufinden, so, wie es der alte Mann gesagt hat. Man entkommt dem nicht. Nicht einmal den prominenten Namen auf den Straßenschildern gelingt dies, erst recht nicht ihnen. Keinen Verteidiger finden sie. Es nützt nichts, dass sie über die Jahrzehnte in ihren Straßen jene Menschen um sich scharfen, die ihnen in ihrem Denken nahegestanden haben mögen. Goethestraßen, Kantstraßen und Beethovenstraßen führen durch die Viertel der gebildeten Mittelklasse. In Karl-Marx- oder Rosa-Luxemburg-Straßen haben große Bankenkonzerne, wenn überhaupt, nur kleine Filialen. Und in Stefan-Zweig-, Carl-von-Ossietzky- oder Gebrüder-Scholl-Straßen gibt es höchstwahrscheinlich ein pädagogisches Institut.

Dann braucht es robuste Typen für die stark befahrenen Magistralen und die großen, zentralen Plätze. Hier in Darmstadt schaut Großherzog Ludewig der Erste unnahbar und weithin sichtbar von seiner Säule auf das repräsentative Dreh- und Angelkreuz der Stadt. Exbundeskanzler und Friedensnobelpreisträger Willy Brandt hat man dagegen ein unübersichtliches Nadelöhr mit schwieriger Vorfahrt, kreuzenden Straßenbahnlinien und maroder Kanalisation anvertraut. Ihn umgeben ein

Polizeirevier, das Justizgebäude und die Sozialbetreuungsstelle für Drogensüchtige. Ein Namensgeber muss zur Lokalität passen. Natürlich spielen auch kommunale Spezialitäten eine Rolle. Eine Konrad-Adenauer-Straße gibt es im Zentrum von Darmstadt nicht. Wie hätte man das in einem über vierzig Jahre mehrheitlich sozialdemokratischen Stadtrat durchsetzen wollen? Und Adenauer in eine Neubausiedlung am Stadtrand verbannen, nein, so etwas tut ein stolzer Sozialdemokrat nicht. Vergangenheit ist nicht einfach vorbei, weil die Jetzt-Zeit um ist. Nein, sie ist offen wie die Zukunft. Denn aus der Vergangenheit können einen die Zeugnisse einholen, gute wie schlechte. Auch den Namensträger einer Straße kann das ereilen, der vielleicht schon lange tot ist und der zu seinen Lebzeiten niemals an der Richtigkeit seines Handelns gezweifelt hat. Es mag sein, dass seine gesellschaftliche Rolle dann in einem kritischen Licht erscheint. Dann mag der erste Dominostein kippen. Unter den Gefallenen sind Namen, die mir persönlich unverdächtig waren, oder die ich ohne Argwohn auf der Strassenkarte gesucht, in mein Adressbüchlein eingetragen habe und sogar auf meine Visitenkarte drucken ließ.

So befand sich zum Beispiel das Unternehmen, bei der ich über viele Jahre angestellt war, in der Petersenstraße, oder soll ich besser sagen: in *einer* Petersenstraße. Petersen ist schließlich kein seltener Name. Es gibt sehr viele Menschen, die so heißen, auch wenn in meinem eigenen Bekanntenkreis niemand diesen Namen trägt. Nun hat dieser Herr Petersen offenkundig etwas repräsentiert, für das die Darmstädter Bürger ihre besondere Wertschätzung ausdrücken wollten. Deshalb hat man ihn als Paten, als Namensgeber für diese Straße geehrt. Doch diese Einschätzung hielt der Zukunft nicht Stand.

Nun war die Petersenstraße keine riesig breite und lange Allee, sondern eine Nebenstraße am Darmstädter Stadtrand. Aber vielleicht war es ja so, dass dies dem Verdienst des

Namensgebers angemessen war, wobei ich nicht behaupten möchte, dass Länge und Breite einer Straße im Allgemeinen ein Gradmesser dieser Wertschätzung sei. Dann war das plötzlich anders, Befremden zog in die Straße ein. Man sah sich genötigt, einen anderen Paten zu benennen, die Straße symbolisch rein zu fegen. So weit, so gut. Doch andererseits habe ich mich gefragt, ob es denn keine weitere Person namens Peterson gegeben hätte, die anstelle des zuerst mit der Straße betrauten Herrn als neuer, unverdächtig Pate geeignet gewesen wäre. Man hätte dann keine neuen Schilder anfertigen müssen, die Visitenkarten und Internetseiten von Dutzenden von Unternehmen und Tausenden von Mitarbeitern unverändert lassen können. Es geht mir nicht um die Kosten, es geht um die enttäuschende Erfahrung, dass alle, die dort loyal und vertrauensvoll ihren Dienst taten, durch den Schnitt austauschbar und ersetzlich erscheinen.

Die Petersenstraße lag damals, als ich in das Unternehmen eintrat, an dem noch kaum erschlossenen Stadtrand. Sie endete in einer Sackgasse, genauer gesagt, sie ging am Waldrand in einen Feldweg über. Sonntags flanierten dort in der frischen Waldluft Spaziergänger und genossen einen weiten Blick auf Felder und Wiesen, und sogen die angenehme Kühle des dichten Laubwalds ein. Werktags parkten dort die Autos der Mitarbeiter der ansässigen Unternehmen und der Universität. Es war akzeptiert, dass die häufig auf der Petersenstraße vorbeisausenden schweren Kipplaster und Betonmischer die Autos mit Baustellenstaub bepuderten, auf ihrem hastigen Weg zu einer der zahlreichen Baustellen am Stadtrand, wodurch die Stadt immer weiter nach außen wuchs und die Petersenstraße darum immer dichter ans Zentrum rückte.

Dann muss etwas geschehen sein, sei es in den Tiefen eines engen Aktenarchivs oder in einer Redaktion. Vielleicht blinkte etwas auf dem Bildschirm des Rechners eines Sachbearbeiters der Stadtverwaltung, etwas verstö-

rendes, beunruhigendes. Herrn Petersens Erscheinung stand in einem neuen Licht. Vielleicht muss man sich das wie in dem Märchen um des Kaisers neue Kleider vorstellen. So war das Schicksal der Straße alsbald besiegelt.

Nun, in dem anfangs erwähnten Zeitungsartikel stand jedenfalls, dass nach der Petersenstraße nun auch die Hindenburgstraße umbenannt werden solle. Das war in Darmstadt nun keine kleine und unbedeutende Nebenstraße, sondern eine ganz zentrale, stark befahrene Verkehrsader, auf der auch ich mit meinem Auto täglich zu meinem Arbeitsplatz in der Petersenstraße gefahren bin, hin und zurück, und Hindenburg war ein Mann der Tat, eben einer von den Robusten, historisch irgendwo zwischen dem Großherzog und dem Bundeskanzler. Er war auch mir geläufiger als jener Herr Petersen. Paul von Hindenburg war deutscher Staatspräsident während der Weimarer Republik. Nach dem ersten Weltkrieg war er ein Träger deutscher Identität, später dann verstrickt in die nationalsozialistische Machtübernahme. Das lernte, zumindest zu meiner Schulzeit, jedes Kind im Geschichtsunterricht. Jetzt, so hieß es, so wurde es begründet, entspreche er als Namensgeber nicht mehr dem Leitbild unserer freiheitlich-demokratischen Grundordnung, die wir uns in Deutschland unter großen Opfern, gegen die Willkür eines Despoten einst haben langwierig erkämpfen müssen, oder, um präzise zu sein, haben erkämpfen lassen müssen.

Um es ehrlich zu sagen, ich ahnte seit langem, dass man Einwand gegen den Herrn von Hindenburg als Paten einer richtungsbestimmenden Straße erheben könnte, wenn man dazu nur Anlauf nehmen wollte. Denn tatsächlich führte die Hindenburgstraße nicht von Ludwig dem Ersten zu Willy Brandt, weder auf der Straßenkarte noch in der Politik. Freilich kümmerte mich der Verdacht nicht, wenn ich mich hinter dem Steuer meines Wagens auf den dichten Verkehr in der Hindenburgstraße konzentrierte und die Augen

auf das nervöse, aufs Fortkommen konzentrierte Spalier der Fahrzeuge vor mir gerichtet hatte. Da ging es mir wohl nicht anders als den Mitgliedern des Stadtrates und den Wortführern der politischen Meinungsbildung, die diese Straße sicherlich ebenso oft wie ich täglich befahren haben mögen. Doch dann war der Punkt erreicht, wo die Sache, die Fragwürdigkeit des Zustands, ins Auge fiel und die Grundsatzdiskussion unumgänglich wurde.

Tatsächlich wusste ich nicht, was der genaue Anlass war, dass man einst Paul von Hindenburg zum Paten genau dieser Straße machte. Ich hielt das allenfalls für eine historische Anekdote, dass der Staatspräsident hier vielleicht einst in einem Autokorso winkend unter dem Applaus der Menge entlanggefahren sein mag. Aber ich wunderte mich durchaus, ich pflegte stillschweigende Distanz. Eine Bedrückung, gegen die ich mich nicht wehren, die ich nicht zu einem persönlichen Urteil entwickeln konnte. Ein Unwohlsein eher, wie es einen jungen Erben plagen mag, der ein unter fragwürdigen Umständen erwirtschaftetes Vermögen als das Seine angenommen hat. Es löst aber auch nicht Abscheu für boshafte Wahn aus wie wenn jemand den Namen von Adolf Hitler laut daherschreit oder an die Wand kritzelt.

Vielleicht warf das Schild den langen Schatten eines Dämmerwesens auf die Straße, einer gescheiterten Weltordnung. Ein Schatten lag auf dem Weg, den ich täglich durchfahren musste. Wie eine Wand aus Rauch nach einem gelöschten Brand in der Luft hängt, die nicht in die richtigen Worte kondensieren will, um dann als tote Asche Frieden zu geben und um endlich frischen Wind herein zu lassen.

Den ersten Anstoß zu meinem Gedanken erhielt ich lange, bevor ich nach Darmstadt gezogen bin. Ich ging damals noch auf das Gymnasium. Mein Geschichtslehrer in der zehnten und elften Klasse war Herr Oberstudienrat Zimmer. Herr Zimmer war ein Mann von vornehmer Erscheinung und mit selbst-

bewußtem Auftreten, so, dass kein zappeliger, gelangweilter Halbwüchsiger zu widersprechen gewagt hätte. Der Oberstudienrat hatte eine beeindruckend feine und präzise Art etwas auszusprechen und zu formulieren. Als wir in der Klasse das Lernpaket zur Weimarer Republik durchgenommen hatten, schienen meine Gedanken zu Herrn von Hindenburg, den ich vorher nur vom Hörensagen kannte, in eine Ordnung geführt zu werden. Meine Meinung war dann nicht mehr gar so indifferent, wenn ich so sagen darf. Jedenfalls war sie nicht wohlwollend neutral wie beispielsweise gegenüber dem Herrn Napoleon oder dem Herrn von Bismarck. Nun, was heißt neutral? Meinungen können gar nicht neutral sein, sonst wären sie keine Meinungen, kein Ausdruck einer persönlichen Präferenz. Denn die beiden letztgenannten Herren sind mir, anders als der Herr von Hindenburg, als Wegweiser politischer Perspektive im Gedächtnis geblieben, als Epoche machend. Ihre Bedeutung war mir vertraut. Herr Lehrer Zimmer hat daraus auch für unsere heutige Auffassung kritische Essenzen abgeleitet. Das will ich hier nicht ausbreiten, denn mein persönliches Risiko ist gering, dass ich mich eines Tages gegenüber der Kritik solcher Persönlichkeiten werde rechtfertigen müssen. Es ist mir klar, dass auch meine Ansichten vom gleichen bundesdeutschen Geschichtshorizont gefärbt sind wie die in Kritik geratenen Straßenschilder, deren Änderung mich anrührt. Ich führe die Stadtrats-Debatte schon lange in meinen Gedanken, ganz privat und im Geheimen. Ich weiß sie aber nicht zu Ende zu bringen, denn auch ich kann meine Gewohnheiten im Licht der ethischen und politischen Grundsätze von damals und heute nicht sattelfest durch reife Gewissheiten begründen.

Jedenfalls, eine Napoleonstraße haben wir in Darmstadt nicht. Oder es muss eine ganz kleine Straße in einem Außenbezirk sein, die mir bisher entgangen ist, und von wo ich niemanden kenne. Ob das wohl daran liegt,

dass sich der Großherzog und der Kaiser am Ende des Feldzuges nach Russland in europapolitisch Fragen nicht mehr ganz grün gewesen sind?

Die Bismarckstraße liegt dagegen wie die Hindenburgstraße mitten im Zentrum von Darmstadt, doch die beiden Straßen kreuzen sich nicht. Aber, ach, auch die Bismarckstraße, mehr noch ihr Bordstein, entfachte, um die Sache um die Patenschaft von Straßen ins rechte Licht zu rücken, schon immer Debatten, wo dem Herrn von Bismarck, wenn er es erführe, sicher der Hut hochgegangen sein würde, und wo ich den Grafen in Gedanken sehe, wie er den Stadtrat in diplomatischen Worten um Entlassung aus dem Amt des Paten für ausgerechnet diese Straße bitten würde.

Lehrer Zimmer war indessen nicht nur Pädagoge, sondern auch ein begeisterter und präziser Historiker. Die späte Weimarer Zeit wusste er als Schlüsselmoment deutscher Gegenwart zu lehren. Er hatte die Fakten stets vor Augen und wußte um ihre deprimierende Wirkung. Auch Herr Zimmer maß dem Herrn von Hindenburg etwas weniger zukunftsweisende Essenz bei als Napoleon oder Bismarck. An viele Details aus seinem Unterricht kann ich mich bis heute sehr genau erinnern.

Deutsche Geschichte nach 1930. Ich weiß, das schoben viele weit von sich, als geschlossenes Kapitel ferner Vergangenheit. Doch das ist zu einfach gedacht, ein instinktiver Reflex bloß. Denn selbst wenn etwas aus der sichtbaren, materiellen Welt verschwindet, kann es doch in der Gedankenwelt weiterleben, die, wenn man die Augen schließt und die Gedanken in die Vergangenheit schweifen läßt, im Kopf wieder genauso real erscheint wie wenn es in Stein gemauert vor einem stünde. Auch Mathematik besteht weiter, selbst wenn man längst der Schule entwachsen ist. So war wie der Satz des Pythagoras oder die binomische Gleichung auch der Herr von Hindenburg nie aus meinem Kopf zu tilgen.

Wer erinnert sich nicht an die Bilder von dem Unglück des Luftschiffs, das bei der Landung in New York im Jahre 1937 als gleißender Blitz über der nächtlichen Großstadt geendet hat? Kribbelnder Schauer erfasst wohl bis heute jeden, der die berühmten Fotos von dem alles verschlingenden Feuerball anschaut. Die Ursache des Unglücks sei die Verstrickung unglücklicher Umstände gewesen, sagt man. Näheres weiß man nicht. Ob ein aufziehendes Gewitter das explosive Gasgemisch entzündete, oder ob ein Saboteur den politischen Erben Hindenburgscher Machteinfalt eine gleißende Fackel entgegenwerfen wollte? Und neulich erfasste sie auch mich, diese Verstrickung, jawohl, meine eigene Verstrickung mit diesem Herrn.

Denn auch mich traf ein Blitz, einer, der zumindest entfernt mit dem Luftschiff zusammenhing. Es ist jetzt ein paar Jahre her. In meinem Auto wurde ich geblitzt, genau in der Hindenburgstraße in Darmstadt. Ich bin mir nicht mehr sicher, wieviel dieser Hindenburgsche Blitz mich gekostet hat. Nicht so viel wie die Flugreisenden von 1937. Wahrscheinlich nicht einmal meinen mir rechnerisch zustehenden Verlustanteil. Als Deutschem nämlich, das heißt, ein achtzig Millionstel davon. Ich meine, 20 Euro, damit war die Sache erledigt. An und für sich laste ich diese Sache nicht dem Herrn von Hindenburg an. Falschen Eifer hegen bisweilen auch andere.

Nachdem man mich geblitzt hatte und die Rechnung beglichen war — das unscharfe Scharz-Weiß-Foto besitze ich noch heute — erzählte ich ganz beiläufig, doch mit süffisanter Überhöhung der Fakten, meinem alten, fast 90-jährigen Vater vom Blitzer in der Hindenburgstraße, als ich ihn nämlich an einem Wochenende besuchte, in der Stadt, die von Darmstadt 200 Kilometer entfernt ist und wo ich einst das Gymnasium besuchte. Auch mein Vater hat ab und zu für seinen Fahrstil Knöllchen bekommen, als er noch ein junger Mann

war und selbst Auto gefahren ist. Mein Vater nickte interessiert, als ich mich sowohl im Sinne existentieller Morallehre als auch unter dem Aspekt naturgesetzlicher Massenträgheit von allen Vorwürfen freisprach, wenn auch dies nicht im Sinne der Straßenverkehrsordnung, gelang.

Mein Vater bekam Knöllchen allerdings meistens wegen falschen Parkens, also wegen übertrieben langsamen Fahrens. Geblitzt worden ist er, soweit er sich erinnerte, nie. Denn in der Zeit, als er noch in eiligen Geschäften unterwegs war, gab es am Straßenrand noch nicht so viele Blitzgeräte wie heute. Blitzer vorherzusehen war unter Autofahrern noch keine einträgliche Sportdisziplin.

Ich erinnere mich an meine Kindheit, als meine Eltern mit mir von zu Hause zu unseren Verwandten in den Westerwald gefahren sind. Das geschah zu zwei Gelegenheiten im Jahr. Das waren der Tag der Deutschen Einheit, der 17. Juni, und der Buß- und Betttag, ein Mittwoch im November. An diesen Tagen hatte das Geschäft meines Vaters geschlossen und ich hatte schulfrei. Wir sind mit dem geräumigen Opel meines Vaters früh am Morgen von zu Hause losgefahren und haben die Landstraße fast jedes Mal in Rekordzeit gemeistert, um in den kleinen, in verwinkelte Täler gebückten Dörfern des Westerwaldes die Häuser und Höfe der Geschwister meiner Eltern zu besuchen. Erst am späten Abend, wenn es schon lange dunkel war, sind wir nach kurvenreicher, konzentrierter Fahrt wieder zu Hause angekommen. Heute ist diese 220 Kilometer lange Strecke auf der Autobahn bequem in zwei Stunden zurückzulegen. Damals ging es über enge, bucklige Straßen. Streckenweise ging es auch über die berühmte Hunsrück-Höhen-Straße, die in den 1930er Jahren vom deutschen Arbeitsdienst quer über die Höhen des Berglands südlich der Mosel geschlagen wurde: Koblenz, Simmern, Thalfang, Hermeskeil, Losheim. Ortsschilder, die ich aus der Geborgenheit der

breiten Rückbank im halbschlafenen Dämmerzustand als Etappenziele eines nahezu der Trägheitsdynamischen Ideallinie folgenden, dunklen Fluges vorbeisausehen sah.

Ich erinnere mich bis heute an das gespannte Vergnügen meines Vaters hinter dem Steuer des gut motorisierten Kombis. Mein Vater interessierte sich bis ins hohe Alter für geschwindigkeitsstarke Autos, auch wenn er wegen seines allmählich schlimmer werdenden Grauen Stares dann selbst davon Abstand nehmen musste. Um so mehr aber freute er sich, die Einzelheiten meiner fliegenden Begegnung mit dem Herrn von Hindenburg zu erfahren, auch wenn mir dieser nur in Form einer unsichtbaren Radarfalle und eines automatisch erstellten Anschreibens aus dem Ordnungsamt über den Weg gelaufen war.

Er erzählte mir dafür von einer anderen Begebenheit, die zwar gänzlich anderer Natur war, aber doch sowohl mit dem alten Reichskanzler als auch mit zu schnellem Fahren zu tun hatte. Zu schnell fahren sollte man, so das Resümee meines Vaters, solange man jung ist. Alten Menschen sei das nicht zuträglich, denn sein Onkel, der Bruder seiner Mutter, sei in hohem Alter bei einem Spaziergang auf der Dorfstraße von einem rasenden Lastkraftwagen überrollt und dadurch unversehens von einer Sekunde auf die Nächste zu Tode gekommen. Er betonte, dass dieser Unfall einen allzu plötzlichen und bedauerlichen Abschied von einem Menschen bedeutete, der zu Hindenburgs Zeiten und unter seinem Kommando weit in der Welt umhergekommen war, und dass durch seinen Tod manches erlebte Wissen über diese Zeit unwiederbringlich ausgelöscht worden sei.

Onkel Johann war kein sehr hochgewachsener Mann. Er war nicht reich und bedeutend, sondern still und wortkarg, von höflichem, aber distanziertem Auftreten. Wenn er einen Raum betrat, war es die Gaststube, ein Laden, eine Werkstatt, niemand vermochte den Grund in Worte zu fassen, dann verebbte das

Gespräch, man forderte nicht seinen bohrenden Blick heraus, doch standen die Leute auf, grüßten, zogen ihren Hut oder ihre Mütze.

Das geschah gerade auch nach einem Vorfall, nein, eher nach einer Geste Onkel Johanns, die still und bestimmt war, die aber jeden, der dabei gewesen ist, in atemlose Bestürzung versetzt zu haben schien. Mein Vater war damals selbst noch ein Kind, wohl vier oder fünf Jahre alt und zu jung, um zu verstehen. Doch er erinnerte sich, dass man in den Dörfern des hohen Westerwaldes noch viele Jahre später davon berichtete. Dass Onkel Johann sich damals sonntags in der Kirche des kleinen Dorfs im Westerwald, als in Berlin der deutsche Staatspräsident zu wählen war, während der Heiligen Messe, genauer, während der Predigt, von seinem angestammten Platz aufrichtete, ganz still und leise seinen Hut nahm, sich von dem verdutzten Priester abwandte, und aus der Kirche hinaus ging. Niemals wieder sei er zu einem Gottesdienst dorthin zurückgekommen. Er zog es fortan vor, am Sonntag zu Fuß in die drei Kilometer entfernte Nachbargemeinde zu gehen. „Wer Hindenburg wählt, muss sich in der Beichte anklagen!“ Das soll der letzte Satz gewesen sein, bevor der Geistliche sich seines übersprudelnden Predigereifers bewußt wurde.

Onkel Johann war als junger Mann, Jahrzehnte vor diesem Ereignis, zu seinem vierjährigen Militärdienst ausgezogen. Das war im Jahr 1906. Er verrichtete seinen Dienst bei einem preußischen Husarenregiment von König Umberto von Italien, das im damals deutschen Lothringen stationiert war, nämlich in Diedenhofen oder Thionville, wie die Stadt auf französisch heißt. Als er nach den Jahren dann wieder heimkehrte, ja, da brachte er eine Urkunde seines ehrenvollen Abschieds mit. In der Mitte war ein Bild von ihm selbst in blauer Uniform zu sehen, wie er auf einem stolzen Rappen zur Parade ritt, im Sattel bequem zurückgelehnt, den Kopf etwas in Richtung des Fotografen gedreht, mit selbstbewußtem,

vielleicht etwas ungläubig fragendem Blick: "Was fotografierst Du hier einen Mann, der wie jeden Tag auch heute einfach nur seine Pflicht erfüllt?" Darüber war ein Bild des Königs, und links und rechts solche von Fahne und Regiment auf dem feierlich geschmückten Exerzierplatz. Als Johann dann auch noch eine junge Dame, eine Französin aus Metz, präsentierte, elegant gekleidet, eines Gardesoldaten würdig, eine Dame, wie man sie im Dorf zuvor wohl noch nicht gesehen hat, da neigten die Leute die Köpfe zueinander und tuschelten.

Die Urkunde hängt jetzt gerahmt an einem Ehrenplatz im Hause meines Cousins, der noch heute in demselben Dorf wohnt wie damals, als ich mit meinen Eltern bei seinen Eltern zu Besuch war, und wo meine Großeltern mit seinen Großeltern beisammen lebten, wie auch mit jenem heimgekehrten Onkel Johann, der die Ehre des alten Generals und Reichskanzlers als seine eigene verstand.

Die junge Frau, die er damals hierhin mitbrachte, ist nicht im Ort geblieben. Es erwies sich als unmöglich, nachdem bekannt wurde, dass sie protestantisch sei. Das gab es nicht mehr diesseits des Rheins, seit das Heer von König Gustav von Schweden im dreißigjährigen Krieg die Gegend geplündert hatte. So ist Onkel Johann mit seiner Verlobten nach kurzer Zeit befremdet wieder vom Westerwald fortgezogen. Wohin, und wie es den beiden dort ergangen ist, das ist mir nicht bekannt. Auch konnte es mein Vater nicht sagen. Als dann Jahre später der erste Weltkrieg zu Ende und Deutschland besiegt war, erst da kehrte Onkel Johann wieder in den Westerwald zurück.

Er war im Krieg zuerst in Russland gewesen, später dann in Frankreich. Ob er während des Russlandfeldzuges im Regiment des Generals von Hindenburg gedient hat, weiß ich nicht. Es wäre durchaus möglich. Wo er in Frankreich Dienst tat, das weiß ich auch nicht. Doch die junge Französin war nach dem Krieg

aus seinem Leben verschwunden. Für immer, und Onkel Johann schwieg dazu. Er hütete das als ein Geheimnis, das er niemals mit einem anderen Menschen teilte. Niemals mehr machte er Anstalten, um eine andere Frau zu werben, ein eigenes Haus zu beziehen, eine eigene Familie zu gründen. Sein Leben lang blieb er ein Einzelgänger. Ich meine, das war er schon, seit er mit der jungen Französin wieder aus dem Westerwald zog.

Nach dem ersten Weltkrieg zog er zu seinem Schwager und seiner Schwester, den Eltern meines Vaters, in ihr bescheidenes Haus. Mein eigener Großvater arbeitete schwer als Stecher in einer Tongrube. Er war von früh bis spät außer Hause. Onkel Johann führte die häusliche Landwirtschaft, weidete das Vieh, beackerte den Boden, schlug im Wald Holz oder sammelte Reisig, und schnitt Binsen am Bachlauf. In der Zeit als mein Vater noch nicht zur Schule ging und später während der Schulferien durfte und wollte er seinen Onkel dabei begleiten und ihm zur Hand gehen, obwohl Johann selten, und wenn, knapp und streng zu ihm sprach. Nie habe er von seinen Erlebnissen beim Militär und im Krieg erzählt, wie mein Vater später anmerkte, der selbst einen Krieg auf häßliche Weise miterlebt hat.

Mein Vater erzählte mir auch aus seiner Schulzeit. Allerdings ist mir davon nur eine Sache im Gedächtnis geblieben, die mein Vater äußerst sensibel und doch saftig zu erzählen wusste, und die vielleicht seine wohlwollende Sicht auf den Segen der motorisierten Mobilität erklärte. Als der Schullehrer des Dorfes eines Tages mit einem neuen Automobil in Begleitung seiner Frau vor der Schule vorgefahren ist – damals hatten im Dorf sonst nur der Bürgermeister und der Doktor ein Auto – da haben mein Vater, selbst noch ein Junge, und seine Schulkameraden das Lehrerehepaar in ihrem Wagen wohl so indiskret angeglotzt, dass die Frau Schullehrer peinlich erschrocken ist und ausrief: „August, gib Gas!“

Onkel Johann zeigte meinem Vater einmal seine bescheidene Münzsammlung. Mein Vater erinnerte sich an kleine und große Geldstücke, die Johann aus anderen Ländern mitgebracht hatte, aus Frankreich, Österreich, Kroatien, Ungarn, Russland. Zumeist waren die Münzen aus Kupfer, einige aus Silber waren darunter. Das Prunkstück der Sammlung war ein halber Goldrubel, den Onkel Johann aus Russland mitgebracht und seitdem geheim gehütet und niemandem gezeigt hatte. Als einziger Pfand seines Stolzes und seiner Loyalität, die in den neuen Zeiten niemand mehr einzusehen und zu würdigen verstand.

Zwanzig Jahre später, als auch der zweite Weltkrieg vorbei war, kehrte dann auch mein Vater nach Jahren der Kriegsgefangenschaft in den Westerwald heim. Er fand eine junge Frau aus dem Nachbardorf, und die beiden verlobten sich bald. Als die beiden ein Jahr später heirateten, da schenkte Onkel Johann dem jungen Paar eben diesen halben Goldrubel, den er einst in der Hoffnung auf sein eigenes Glück aufbewahrt hatte, damit ein Uhrmacher daraus zwei Eheringe schmiedete.

Diese Ereignisse sind nun lange her. Von den erwähnten Personen ist nur noch ein Einziger übrig. Oder, sagen wir es präzise, er ist oder war auf ein paar Straßenschildern genannt. Manche, die diese Straße befahren, erinnern sich ab und zu an diesen Mann, oder sie werden erinnert, sei es auch durch die Datenverarbeitungsanlage des städtischen Ordnungsamtes. An einen Mann, der womöglich neben dem Staat auch ihr eigenes Geschick ein wenig mitverstrickt hat. Verstrickt zu sein ist keine Angelegenheit, die eine Person für sich allein betrifft. Dazu braucht es mindestens zwei oder, in prominenten Fällen, ganz viele. Ich kann mir gut vorstellen, dass bei einem historisch bedeutsamen Mann wie dem Herrn von Hindenburg im Lauf der Zeit die Verstrickung sogar weiter zunimmt, subjektiv gesehen, weil wir jüngeren Menschen Person und geschicht-

lichen Hintergrund als ein und dasselbe wahrnehmen. Wir staunen nicht mehr über diese Menschen selbst und haben auch keinen Anlass zu fragen. Sie verschwinden hinter unserem Horizont. Im besten Fall werden sie zu stummen Ikonen, zu Straßenschildern, zu denen man hinaufschaut und an denen wir Jüngere uns lokalisieren können. Wenn man nun die Straßenschilder aus Verstrickungsgründen herunter nimmt, ja, wie steht es dann um uns alle Mitverstrickten, die kein eigenes Straßenschild haben?

* * * * *

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Das Kopieren und die Weitergabe der unveränderten Kopie an Dritte ist zu nicht-kommerziellen Zwecken und unter Nennung des Autors im Rahmen der Creative-Commons-Lizenz

CC BY-NC-ND

gestattet.